

(Nachdruck verboten.)

Madame d'Ora.

71

Roman von Johannes W. Jensen.

Gall ging, und Madame d'Ora setzte sich in die Ecke und sah in die Stadt hinab. Gerade hinter ihr gruben sie den Grund zu einem neuen Hause aus, der Bauplatz und die Kiesgrube wimmelten von Arbeitern.

Da standen ein paar Pferde und sahen von oben ganz sonderbar aus, sie bewegten sich wie Fische auf dem Boden des Wassers. Oben über den Häusern und all dem weißen Fieberdampf hing die Brooklynbrücke, man hörte sie tönen, wenn man sie ansah. Waggon und Straßenbahnen liefen durch das Gitterwerk da oben wie die Schiffchen in einem Gewebe. Je mehr man hinauf sah, um so mehr verstand man von ihren großen Tönen; man unterschied trabende Pferde dort oben. Die Brücke sprach oder sang wie ein Eisgletscher, der vom Berge hinabgleitet, lebend, und sie selber hing schlummernd im Sonnennebel. Madame d'Ora fühlte das dunkle Dröhnen und versuchte unbewußt, den Ton zu finden, aber er war so tief, daß sie ihn nicht erreichen konnte. Sie stöhnte, sah auf den blattgeschliffenen Schienenweg hinab, wo die Waggon, die in rasender Fahrt um die Ecke gekommen waren, so plötzlich auf dem Halteplatz anhielten, daß es einem im Kopfe surrte. Die Pferde standen noch immer da unten auf dem Bauplatz und bewegten die Schwänze wie in einem Strom. Jetzt langweilte Madame d'Ora sich, sie stand auf und sah sich im Laboratorium um, stemmte die Hände gegen ihr krachendes Korsett, zählte eine Reihe Totenschädel auf einem Bort und nickte, als es sich herausstellte, daß es genau zwanzig waren.

„Edmund!“ rief sie laut und verdrießlich.

Gall erschien einen Augenblick später im Straßenanzug, eine Mütze auf dem Kopf, und sie fuhren hinab. Das Automobil hielt vor dem Portal, eine große, schwere Maschine, rot lackiert und mit dicken Rädern. Der Chauffeur, der damit gekommen war, setzte sich auf den hinteren Sitz und Gall ergriff das Steuerrad. Sie fuhren erst eine Strecke den Broadway entlang, da aber das Gedränge so stark war, daß Gall kein Wort auf Madame d'Oras Fragen zu antworten vermochte, bog er in eine Quergasse ein, die zu einer der Avenuen führte, wo es ruhiger war. Hier schaltete er höhere Uebersetzung ein, so daß die Maschine mit einem Stoß vorwärts flog, unter fleißiger Benutzung der Suppe fuhren sie in großen Bogen an den Wagen vorbei. Madame d'Ora befand sich jetzt wohl. Sie sah von der Seite Gall an, dessen behandschuhete Hände leicht auf dem Steuerrad lagen, und der mit großer Ruhe die Maschine führte, während er unverwandt auf den Weg achtete. Jetzt kannte sie ihn wieder, das war ihr eigener Edmund, der nie den Eindruck machte, als besäße er Mut, der aber keine Furcht kannte.

Es war eine glückliche Fahrt. Während sie frühstückten, entfaltete Madame d'Ora ihre ganze goldene Laune. Ihre Büge rundeten sich, als sei sie daheim, während sie am Tische saß, Gall gerade gegenüber, sie glich schließlich einem großen jungen Mädchen vom Lande. Und Gall's nervöses Gesicht rötete sich leicht. Die Stimmung von allen den vertraulichen Mahlzeiten, die sie in entschwundenen Zeiten zusammen genossen hatten, rückten nahe und löschten alles andere aus. Sie sahen da und erinnerten einander an so viele niedliche Unbedeutendheiten, die sich vor langer Zeit zugetragen hatten, und an den wunderbarsten Orten, die aber vor einem Tage hätten geschehen sein können. Sie seufzten und singen an, leise zu zittern, tranken sich zu und vertieften sich gegenseitig in ihre Augen. Sie lachten über ihren Appetit. Madame d'Ora, die sich sonst beständig in einer Entsetzungskur befand, machte heute eine Ausnahme und aß alles, was sie wollte.

Eine kleine Episode schien ihnen die Stunde verfinstern zu wollen. Der Diener brachte eine Karte, und Madame d'Ora trat mit einer leichten Entschuldigung an einen Mann heran, mit dem sie ein paar Minuten sprach. Gall sah mit der korrektesten Miene, aber schweigend da, als sie zurückkehrte.

„Das war mein Lokal-Imprejario,“ erklärte Madame d'Ora.

„Wie konnte der wissen, daß Du hier bist?“ fragte Gall kühl verwundert, „und wie kann es ihm einfallen, Dich beim Essen zu stören?“

„Ich hatte ihn wegen eines Bescheids um ein Uhr hierher bestellt, und die Uhr ist, wie Du siehst, gerade eins.“

„Wie beliebt?“ Gall zog die Brauen sehr hoch auf die Stirn hinauf. „Willst Du mir sagen, daß Du die Absicht hattest, diesen Mann unter allen Umständen zu diesem Glockenschlag hier zu empfangen?“

„Natürlich!“ antwortete Madame d'Ora ebenfalls mit ihren allergrößten Augen. „Deshalb schlug ich Dir vor, bei Martin zu frühstücken. Sonst hätte ich ja ein ganz anderes Restaurant wählen können.“

Gall grübelte ein wenig mit umwölkter Stirn. Dann brach er in ein Gelächter aus.

„Ganz wie Du!“ sagte er höchlichst ergötzt. „Du bist Gott in leibhaftiger Person, Leontine. Du bist mein Schicksal. Erst hinterher entdeckte ich, daß alle meine Willensäußerungen in Wirklichkeit die Deinen waren. Ich war nun eine Beute der angenehmen Illusion, daß ich Dich mit fünfundzwanzig Pferdekraften dahin führte, wohin ich wollte. Auf Dein Wohl!“

„Deine Augen sehen jetzt wieder so rot aus, Edmund,“ sagte Madame d'Ora plötzlich, „und Du zwinkerst so viel damit. Fehlt Dir etwas?“

Gall senkte den Kopf und rieb sich die Augen, ließ aber die Frage unbeantwortet. Madame d'Ora betrachtete ihn, ihre Fürsorge war wach geworden.

„Du hast auch kahle Stellen im Haar, an der einen Seite, was ist das, Edmund? Du bist doch nicht krank?“

„Ach, ich habe einige Versuche mit chemischem Licht gemacht, die haben meine Augen angegriffen,“ murmelte Gall verdrießlich. „Aber wir wollen doch jetzt nicht von meinem Geschäft reden!“

„Du verbrennst Dich schließlich noch einmal selber,“ meinte Leontine in scheltendem Ton, wenn auch erleichtert, und dann sprachen sie von anderen Sachen.

Als sie gegessen hatten, fuhren sie weiter. Gall zeigte Leontine den märchenhaften Bau an der Ecke des Broadway und der dreiundzwanzigsten Straße, der sie so stark ergriff, daß sie sich im Automobil aufrichtete und eine Herausforderung zu der Rinne des Hauses hinaufschmetterte.

Gall lächelte vergnügt.

„Mein Schatz,“ sagte er, „Du hast wieder einmal recht. Aber ich sage Dir, um diese Ecke herumzukreuzen, das ist so ungefähr die größte Situation, in die ein Sterblicher gelangen kann. Mit Dir in meinem Flieger bin ich ein glücklicher Mann.“

Gall schlug den Griff nieder und sie bogen mit einer langen Kurve in die fünfte Avenue ein, er bückte sich und stellte im Laufe einer Minute die Maschine auf die volle Kraft, stieß einen Trompetenstoß aus, und nun schleppten sie eine Wolke von Staub mit sich, während sie mit Lokomotivgeschwindigkeit über den Asphalt dahinfauten, an einer Reihe von Millionärshäusern vorüber. Der Chauffeur hinter ihm rief um Hilfe, und Madame d'Ora hielt unter lautem Geschrei ihren Hut fest. In ebenso kurzer Zeit mäztigte Edmund Gall die Fahrt wieder. Er nickte Leontine zu und stieß ein zufriedenes Grunzen aus. Einen Augenblick später tauchte ein saujendes Motorrad mit einem Polizisten neben ihnen auf, und Gall mußte mit Namen und Adresse herausrücken. Er würde in Strafe genommen werden.

Sie fuhren nun lange Zeit in anständigem Tempo weiter, nach der Promenade am Hudson hinaus, vorüber an Grants Mausoleum und ganz hinaus nach den Vorstädten. Auf dem Rückwege ließen sie den Chauffeur das Rad übernehmen und saßen selbst hinten und unterhielten sich. Sie fuhren durch den Zentralpark, und hier stiegen sie aus und spazierten ein wenig in den Gängen umher. Es war ein heißer Maientag. Die Felsklippen, die aus dem Grün des Parkes aufragten, von der Eiszeit gefurdt und geschliffen wie die Schären in Norwegen, fimmerten an den Steinflächen von warmer Luft und prangten in dem Schmutz bunter Flechten und Kräuter. Die Bäume des Parkes standen im lichtesten Grün, und die blühenden Sträucher wölben sich im Sonnenschein wie freihängende Nebel in Rosenrot und

Welt. Eine Schar junger Schulmädchen spielten Blindenfuh auf einem der asphaltierten Steige. Einige hatten sich ringsumher verkrochen, hinter die Rücklehne einer Bank und unter die Büsche, wo sie zwitscherten und lachten wie Vögel, andere, verschmitztere, schlüchen auf den Felsenipiten um die Blindenfuh herum. Es war ein Gezwitscher von jungen Mädchenstimmen. Aber die mit der Binde vor den Augen tastete sich still vorwärts. Das braune, unbedeckte Haar schimmerte in der Sonne, ihr roter Mund unter der Binde stand halb offen. Es war so ein zartes kleines Mädchen mit feinen Veinen; die Bluse und das Kleid trennten sich selbstverständlich in der Mitte des langen Körpers, der kaum ausgewachsen war. Sie schwankte mit eigenartig suchenden Bewegungen unter einen blühenden Baum, befühlte wie im Traum die Blütenolden, die herabbingen, und steuerte dann bornübergebengt und seitwärts wieder auf den Steig hinaus. Jemand berührte sie, sie zitterte.

„Ich will Dich schon finden,“ sagte sie mit einer rauhen Stimme, die im Uebergang begriffen war.

„Still!“ flüsterte Hall Leontine zu, und sie blieben stehen, ohne sich zu rühren. Und die Blindenfuh kam ganz nahe heran, streckte die schwächliche Hand suchend aus und griff wie mit einer Liebflosung in die Luft, gerade vor ihm. Dann legte sie ihre Hand gegen seine Seite, gerade auf das braune Haar herab, er spürte den Duft des jungen Mädchens und der Blumen und des Grafes. Ein Eichhörnchen näherte sich auf dem Rasen, setzte sich auf die Hinterbeine und sah sich mit lebhaft bebendem Maul um.

Endlich brach die Mädchenschar in ein lautes Geheul aus, das das Eichhörnchen wie einen Ball in den nächsten Baum hinauftrieb und die Blindenfuh mißtrauisch machte. Sie hob die Binde und sah Hall mit feuchten, warmen Augen an, nigte, um sich zu entschuldigen. Hall und Leontine gingen. Sie grub ihre Fingerspitzen in seinen Oberarm hinein.

„Du Glücklicher!“ murmelte sie. Und mit noch leiserer Stimme: „Aber Du hast gar nicht an mein Lied von dem Blinden Mädchen gedacht, nicht einen Augenblick Edmund!“

Sie gingen eine Weile schweigend dahin. Nachdem sie vergebens darauf gewartet hatte, daß er etwas sagen sollte, ließ sie eine Bemerkung fallen, die unliebenswürdig und gemein war. Aber Hall schlug sie nicht, er blieb nur stehen und sah sie mit einem Ausdruck an, der um einen Grad wilder war als der ihre. Er konnte nicht verstimmt sein, denn der Rausch des Frühlings, der entschlossen und grausam macht, beherrschte sie beide. Sie standen einen Augenblick still und sahen sich an, sie mit einem wild mythischen Blick, er ohne zu weichen und mit heftig verzogenen Brauen. Dann gingen sie wieder, und Leontine stimmte ein paar schmetternde Lieder an.

„Wollen wir zu den Tieren gehen?“ fragte Hall.

„Ja!“ sang Leontine und wiegte sich in den Hüften, während sie ging. Der zoologische Garten lag an der anderen Seite des Parks, sie sprangen in das Automobil und fuhren dahin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Augenpflege im Winter.

Von Dr. med. Carl Weber.

Das Auge ist ein Produkt des Lichtes, und es ist bei der Erfüllung seiner Aufgaben auf die Mitwirkung des Lichtes angewiesen. Je besser die Beleuchtung ist, desto weniger anstrengend ist für den Sehapparat die Arbeit, die er zu leisten hat. Schon dieser Umstand zeigt, daß sich das Auge im Winter, wo wir das Tageslicht viele Stunden hindurch durch die künstliche Beleuchtung ersetzen müssen, unter ungünstigeren Verhältnissen befindet als im Sommer. Denn auch die beste künstliche Beleuchtung steht nicht auf völlig gleicher Stufe mit dem natürlichen Tageslicht. Allein dies ist nicht der einzige Uebelstand, unter dem das Auge in der lichtarmen Jahreszeit zu leiden hat. Vielmehr tritt noch eine Reihe anderer Momente hinzu, die in diesem Jahresabschnitt das Sehorgan mehr oder minder beeinträchtigen, und darum muß im Winter auf die Augenpflege um so mehr Sorgfalt verwendet werden.

Beweist die Heizung vermag die Augen zu schädigen. Je höher wir die Temperatur eines Zimmers steigern, desto mehr trodnet die warme Luft die Wände und das Mobiliar aus. Bei längerer Andauer einer hohen Temperatur geben sie überhaupt keine Feuchtigkeit mehr an die Luft ab. Nun hat aber die Luft das Bestreben, sich mit Feuchtigkeit zu sättigen, und da sie dem Zimmer selbst und den Ausstattungsstücken keine Feuchtigkeit mehr entreißen kann, so entzieht sie sie dem Körper derjenigen, welche sich in dem über-

heizten Raum aufhalten. Am leichtesten wird ihr diese Wasserentziehung an den feuchten Schleimhäuten des Körpers. Selbst dann, wenn die Luft nicht von Staub oder Verbrennungstoffen des Ofens verunreinigt ist, fühlen wir doch bei anhaltendem Verweilen in einem überheizten Raum ein Kratzen an der Zungenwurzel, am weichen Gaumen und am Schlunde, weil diese Teile durch die eingatmete Luft ausgetrocknet werden. In derselben Weise betätigt sich aber die Luft auch am Auge. Der Augapfel und die Innenseiten der Augenlider werden beständig von einer wässrigen Flüssigkeit umspült. Unter dem Einfluß der hochtemperierten, trocknen Luft verdunstet diese Flüssigkeit in stärkerem Grade, als sie ersetzt wird, und es stellt sich nun am Auge ein brennendes, beißendes Gefühl ein, weil jetzt die feuchte Schutzdecke nicht mehr in genügender Maße vorhanden ist. Dauert diese Austrocknung geraume Zeit fort, so kann es zu lästigen Entzündungen der Augenlider kommen. Wer daher durch seinen Beruf gezwungen ist, sich in einem Bureau oder Kontor, wo man wegen des Stillstehens besonders zu einer Ueberheizung geneigt ist, den ganzen Tag über aufzuhalten, der soll auch schon aus Rücksicht auf seine Augen für eine zeitweilige Feuchtigkeitzufuhr Sorge tragen. Das erreicht man am einfachsten durch gelegentliches Öffnen des Fensters. Ist dieses aus irgend einem Grunde nicht angängig, so erfüllt ein mit Wasser gefüllter Kapsel, der in oder auf den Ofen gesetzt wird, denselben Zweck. Das verdampfende Wasser füllt die Luft mit Feuchtigkeit an.

Denn wir im Winter das geheizte Zimmer verlassen, so hüllen wir den größten Teil des Körpers durch den Mantel oder Lieberzieher gegen die Außentemperatur fürsorglich ein. Nur das Gesicht und mit ihm die Augen sind der Kälte schutzlos preisgegeben. Und doch sind gerade die Augen gegen jähe Temperaturwechsel recht empfindlich, und zwar dann um so mehr, wenn sie vorher viele Stunden hindurch angestrengt wurden. Sie sind dann infolge der Heizung, der Erwärmung des Kopfes durch die nahe künstliche Lichtquelle und die Vorbeugung des Kopfes während der Arbeit vielfach überhitzt. Daher soll man nach Beendigung der Beschäftigungen, die, wie fortgesetztes Schreiben, Lesen, Nähen und Sticken, die Augen stärker in Anspruch nehmen, nicht sogleich in die kalte Außenluft hinausgehen, sondern seinen Augen erst eine kleine Erholungspause gönnen, damit ihre übermäßige Erhitzung schwindet und der Uebergang in die niedrige Temperatur der Straße weniger schroff ist.

Das Sehen beim Lampenlicht bedeutet für das Auge immer eine größere Anstrengung als das Sehen beim Tageslicht. Denn das Lampenlicht enthält in erster Linie gelbe und rote Strahlen, die das Auge erheblich reizen. Dazu bringt es das künstliche Licht unwillkürlich mit sich, daß wir uns, um besser zu sehen, tiefer auf unsere Arbeit herabbeugen. Die Folge dieser vorgebeugten Haltung ist Blutandrang nach dem Kopf und weiterhin eine Blutstauung, durch die ein beengendes Druckgefühl in den Augen hervorgerufen wird. Endlich wird durch das andauernde Sehen in der Nähe das Auge stark ermüdet, da hierfür die Kristalllinse entsprechend eingestellt werden muß. Deshalb ist es um so nötiger, dem Auge die größtmögliche Erleichterung zu schaffen. Eine aufrechte Haltung bei der Arbeit ist das beste Mittel, um den Blutandrang nach dem Kopfe zu verhindern. Wer sie beständig nicht einzuhalten vermag, der soll sich wenigstens von Zeit zu Zeit aufrichten, um die Blutstauung zu unterbrechen. Gestatten es die Umstände, so sind ferner alle beengenden Kleidungsstücke, wie hohe Halsbänder und Korsetts bei der Arbeit zu vermeiden, da sie bei vorgebeugter Haltung den Blutabfluß vom Kopfe erschweren. Der Uebermüdung des Auges infolge des langstündigen Nahsehens kann man dadurch entgegenwirken, daß man in Zwischenpausen den Blick in die Ferne richtet. In dieser Stellung ruht das Auge aus, so daß es gestärkt an die Fortsetzung der Arbeit des Nahsehens geht.

Auch das Arbeitsmaterial kann dazu beitragen, dem Auge Schädigungen zuzufügen. Gewisse Papiersorten haben einen hellen Glanz, durch den das Auge, wenn die Strahlen der Lampe auf die Papierfläche fallen, geblendet wird. Für den, der bei künstlicher Beleuchtung viel schreibt, ist daher glanzloses Papier empfehlenswert. Auch zu Zeitstrahlen wird häufig derartig glänzendes Papier verwendet. Beim Lesen kann man zwar die Blendung dadurch vermeiden, daß man die Blätter etwas schräg hält. Dann wird aber wieder der Druck leicht unleserlich. Personen mit geschwächter Sehkraft tun daher am besten, Druckschriften mit glänzendem Papier des Abends nicht zu lesen. Bei den weiblichen Handarbeiten, deren Hauptsaft im Winter fällt, können die Augen durch das Arbeitsmaterial nach verschiedenen Richtungen hin überanstrengt werden. So wird durch das künstliche Licht die Farberkennung erschwert. Orangrot, grün und hellblau werden einander außerordentlich ähnlich, während zinnoberrot in dunkelbraun verwandelt wird. Um bei der Bunstderei die Farben doch noch zu erkennen, muß also die ganze Sehschärfe aufgewendet werden. Bunstdereien sollen daher bei Lampenlicht höchstens nur kurze Zeit ausgeführt werden. Besser aber ist es noch, man verschiebt sie auf die Stunden, in denen die Tagesbeleuchtung eine leichte Untercheidung ermöglicht. Ebenso schwächt die Feinheit der Arbeiten das Sehvermögen. Striden oder das Häkeln mit Wolle, wo es sich nur um grobe Maschen handelt, kommen nicht in Betracht. Schon größere Anforderungen stellen an das Auge die Mignardisenhäkelerei, die Filzquappure und das feine Stopfen. Noch beschränklicher werden in diesem dem Auge bei Lampenlicht das Rahmensticken, der Plattstich und die ganze feine Weißnäherei. Vollends verderblich aber sind die Pettipoints, die echte Spitzenstiderei und die feine Perlstiderei. In dieser Abstufung bietet sich ein Maßstab dar zur Beurteilung darüber, welcher Handarbeiten man sich in den Abendstunden zu enthalten hat und wie

lange man sich mit den erlaubten beschäftigen darf, ohne die Schärfe des Augenlichtes zu gefährden.

Die Lichtquelle, die wir benutzen, muß vor allen Dingen genügend Helligkeit verbreiten. Im allgemeinen tut sie das dann, wenn sie, ein Drittel Meter von uns entfernt, alle Einzelheiten des Arbeitsfeldes bequem erkennen läßt. Sie zur besseren Beleuchtung näher heranzurücken, ist nicht ratsam, da sich dann die Wärmeausstrahlung störend fühlbar macht. Zur Dampfglocke ist nur die Form geeignet, welche die Hauptmenge des Lichtes nach unten, also auf den Arbeitsplatz, wirft. Daher sind die trichterförmigen Gloden den Kugeln, Schalen und Kugeln unbedingt vorzuziehen. Ferner sollen die Gloden gleichmäßig mattiert sein. Wechselt mattierte und un mattierte Stellen auf der Glocke miteinander ab, wie es namentlich die Kugeln der sogenannten Salonlampen zeigen, so fällt durch die unabhingebenen Stellen ein so grelles Licht, daß das Auge darunter leidet. Bei hoch angebrachten Lampen ist es unheimlich, daß das Auge hin und wieder in die offene Flamme blickt. Hier erweisen sich die überfangenen Augenschüher, die mit der engeren Oeffnung auf dem Rand des Brenners aufgesetzt werden, als recht nützlich. Sie mildern die Grellheit der Flamme und verursachen doch keinen übergroßen Lichtverlust. Bei Lampenschirmen ist die Hauptsache die, daß der Stoff, aus dem sie hergestellt sind, gleichmäßig stark ist. Die Farbe tut nicht viel zur Sache. Ist dagegen der Stoff ungleichmäßig stark, so daß, wie bei den durchbrochenen Schirmen, einige Stellen hell und andere dunkel erscheinen, so beschäftigt und reizt die verschiedenartige Lichtstärke das Auge. Lampenschirme, deren unterer Rand ausgehöhlt ist, werfen vorspringende Schatten auf die Arbeitsfläche. Dieser Uebelstand wird vermieden, wenn man Lampenschirme mit geradem Rand benutzt. Endlich kann auch das Lampengefäß zur Reizung der Augen beitragen. Sind Wassineinfassung und Fuß der Lampe aus Bronze oder sonst aus glänzendem Metall angefertigt, so werfen sie die auffallenden Strahlen als sogenanntes falsches Licht zurück. Da aber die Augen schon von den Strahlen der Flamme unmittelbar getroffen werden, so stellt das falsche Licht, das die Augen gleichzeitig trifft, für diese eine unliebsame Störung dar. Besonders bei den Arbeitslampen sollen deshalb Wassineinfassung und Fuß stets nur mattiert sein.

Kleines feuilleton.

Pflanzenleben im Winter. Winterliche Spaziergänge durch Wald und Feld lassen nur dem Kundigen ein Pflanzenleben verspüren, für das gewöhnliche Auge scheinen die Pflanzen zu schlummern. Entlaubt stehen Strauch und Baum da, verdorrt und vertrocknet schaut's am Boden aus und die immergrünen, noch an das Leben gemahnenden Sträucher und Bäume blicken düster und schweigend drein. Auch sie scheinen der Ruhe zu pflegen.

Für den Wissenden ist diese absolute Ruhe nur ein Schein, ihm offenbart sich das Leben auch im Winter in mannigfaltig wechselnder Gestalt. Da ist im munter plätschernden Quellenbache die Brunnentresse, der Wasserhrehrenpreis, die Wasshunge und andere im Winter wie im Sommer sprossende Pflanzen, für die zum Teil auch profaische Naturen Interesse haben, da manche dieser Winterprosser als Salate genießbar sind. Nicht weit von diesem Quellengebiete stöhen wir auf eine Kolonie Torfmoose, von denen viele ihre „Blumengebilde“ eben empfangen.

Aber auch bei den nicht fruchtenden Moosen (Pflanzen ohne „Blumengebilde“) vermögen wir Winterarbeit zu entdecken, denn auch sie bauen im Winter neue Zellen auf. Und bei solchen Pflanzen, die ihre Mooskapsel bereits ausgebildet haben, reifen die Sporen in den Kapseln heran. Zahlreiche Flechten, die gleichfalls im Quellengebiete angetroffen werden, vegetieren auch im Winter. Durch einen dem Boden angepaßten, recht oft dachziegelartig angeordneten Wuchs ihres Körpers, weiß die Flechte die von der Erde ausgehende Wärme vorteilhaft aufzufangen, und die zwischen der Erdoberfläche und der Pflanze bestehenden Räume stellen dauernd feuchte Kammern dar, aus denen die Pflanzen ständig Wasserdämpfe entnehmen können. Die auf den Rinden der Bäume, auf morschem Holze, auf Mäusen und an anderen Stellen vorkommenden Flechten, die in keiner anderen Jahreszeit dem Auge so sehr auffallen als gerade im Winter, sind um diese Zeit lebhaft tätig, an dem in so vielen Farbentönen prangenden formenreichen Gewande zu bauen. Wie bei manchen Moosen, so reifen auch bei vielen Flechten die kleinen niedlichen Fruchtbehälter nur im Winter heran.

Lodern wir unter dem Schnee die Laubbede eines Buchenwaldes, so verrät ein widriger, etwa an Knoblauch erinnernder Geruch, daß hier Pilze in eifriger Winterarbeit tätig sind, und bei genauem Hinsehen bemerken wir alsbald ein üppiges Gewebe von Pilzfäden, das gerade beschäftigt ist, die reichlich zur Verfügung stehenden organischen Stoffe sich nutzbar zu machen. Auch manche Farne, so das Engellisch, die Mauerraute und der braunstiellige Streifenfarne stellen im Winter keineswegs ihre Vegetation vollständig ein.

Selbst höhere Pflanzen verraten oft eine recht lebhaft Winterarbeit; so wächst die Frucht der Herbstzeitlose über Winter heran und die Christrose treibt ihre winterlichen Blumen hervor. Und unsere immergrünen Gewächse? Auch sie verharrten nicht vollständig untätig; im Innern ihres Zellenkörpers findet ein reger Stoffwechsel statt, der die grünen Pflanzenteile widerstandsfähiger gegen die Kälte macht, und die Koniferen arbeiten an der Reife ihrer Samen. Selbst die blattlosen Laubhölzer zeigen

nur scheinbar kein Leben, allerdings bleibt auch diese Arbeit dem Auge verborgen, aber der Chemiker vermag sie nachzuweisen. Die bei Winteranfang aufgespeicherte Stärke wird in Zucker umgewandelt, wodurch die Pflanze in den Stand gesetzt wird, tiefere Temperaturen besser zu ertragen.

Eine recht eigenartige Winterarbeit in der Pflanzenwelt zeigen einige Pflanzen, die sogenannte Winterprosser treiben, welche besonders für die Uebertwinterung eingerichtet sind und aus denen die Pflanze im Frühjahr neu ersteht. Um diese Winterprosser an geschützter Stelle unterzubringen, treibt die auf Zellen wachsende Gaimire lange Banderhöffe, welche so lang an der Felswand herabwandern, bis eine geeignete Felspalte oder gar die Felsöhle erreicht ist, wo nun der kurzgedrungene Winterhoh ausgebildet wird. Die Goldnessel, welche sowohl aufrechtstehende, als am Boden hinfriedende Zweige bildet, färbt die Stäbter der kriegenden Zweige auf der Unterseite rot auf der Oberseite weiß. Die rote Farbe nimmt die Wärmestrahlen des Bodens leichter auf, und an der Oberseite werden die Wärmestrahlen durch die weiße Farbe festgehalten. Bei manchen anderen Pflanzen läßt sich ähnliches beobachten. Auch da, wo eigentliche Winterprosser nicht angebrückt werden, finden wir Triebe, die durch Zufall dem Boden angebrückt wachsen, in voller Lebensfrische. So ist das Leben in der Pflanzenwelt im Winter in mannigfacher Form anzutreffen, man muß es nur finden wollen.

Theater.

Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Das Friedensfest“, eine Familienkatastrophe in drei Akten von Gerhart Hauptmann. Die Aufführung rief die Erinnerung an den jungen Hauptmann wach, der Schlag auf Schlag seine bedeutendsten Werke schuf und eine ganz neue Etappe dramatischer Kunst in Deutschland anzukünden schien. Sein Erstling, „Vor Sonnenaufgang“, hatte einen weiteren Hintergrund; da war ein individuelles Schicksal durch die Person des Helden in Beziehung zu dem großen Kampf der Gegenwart gebracht, — eine soziale Tendenz, die dann nur noch einmal bei Hauptmann in dem machtvoll erschütternden Weberdrama wiederkehrt. „Das Friedensfest“ enttäuschte damals etwas durch die Enge des abgesteckten Kreises, den bloß privaten Charakter des Konfliktes, die scheinbar zweifelsbreite Ausmalung qualvoller Zinkerien; es schien ein Experiment nach dem Schema eines dogmatischen Naturalismus, der die Handlung durch Schilderung des Willens ersuchen wollte. Die Rückschau ändert das Bild. Nach der Ernüchterung, die die dramatische Produktion der letzten Dutzend Jahre erzeugt hat, staunt man in dem, was damals, weil es hinter den hochgespannten Wünschen zurückblieb, wie Armut aussah, den Reichtum an. Ein Bühnenstück, das zeigte auch die Aufführung der Kammerspiele wieder, ist diese Familienkatastrophe nicht — nicht etwa darum, weil dem Drama die Entwidlung fehlt, sondern weil das Tempo der Entwidlung für die besonderen Bedürfnisse der Bühne zu langsam abgemessen ist. Der Zuschauer in Theater wird viel eher des Herbeilebens überdrüssig, als der Leser; das leise Fortrücken der Uebergänge weckt bei ihm leicht das peinige Gefühl des Stillstands, hier um so mehr, als die düster bergeweifelte, ganz selten nur von einem Sonnenstrahl durchbrochene Stimmung wie eine einzige graue Nebelwand über den Vorgängen lagert. Immer von neuem entfacht sich der Streit und die Klage. Aber mit wie wunderbarer Kunst hat es der Dichter verstanden, den Eindruck eines unentrinnbaren Verhängnisses herbeizurufen, Typisch-Schicksalvolles in den Trivialitäten eines anscheinend so gewöhnlichen Familienzwistes zu enthüllen. Sicher fügt sich Olieo an Olieo, und bis in ihre Tiefen enthüllen sich in lückenlosem Fortgange die Charaktere. Die Brüche, die dem Drama im Rampenlichte anhaften, verschwinden bei der Lektüre; da erscheint alles in Fluß und in Bewegung. Und was von Einschränkungen bleibt, das wurzelt in der Natur des zu behandelnden Problems.

Eine Familie von Neutrafschikern versammelt sich nach langer Trennung unter dem Weihnachtsbaum. Wilhelm, der jüngere Sohn, der einst in furchtbarer Empörung die Hand gegen den eigenen Vater erhoben, lernte draußen in der Welt ein frohes, glückliches Mädchen kennen, von deren reiner Liebe er die Genesung seines wild zerrissenen Gemüts erhofft. Die Mutter der Verlobten, wie diese gütig und gerne an die Güte der anderen glaubend, will ihn mit den Seinigen versöhnen. Sie hat nie die Verzerrungen krankhafter Vereiztheit in einem aufgezwungenen Beisammensein erfahren; guter Wille, meint sie, vermöge alles. Schlimmes ahnend folgt der Sohn ihren Witten. Kühl ist der Empfang, hinter jedem Wort lauert versteckte Bitternis. Nur einer Augenblick flackert ein freudig warmer Schimmer auf, als Wilhelm sich dem Vater zu Füßen wirft und der kranke jahrgornige alte Mann ihn in seine Arme schließt. Ueberdieswenglich ist die Dankbarkeit des Sohnes; auch in dem Bruder, dem Zyniker Robert, in Mutter und Schwester scheint dies Beispiel plötzlich aufquellender Milde Wunder zu wirken. Doch der schöne Traum zerfließt, noch während die Christbaumkerzen leuchten. Lauter Jani, von Robert angefaßt, überönt das Weihnachtslied; in dem Alten bricht furchtbar der verborgene Verfolgungswahnstimm aus. Die ausgezeichnete durchgeführte Kontrastierung der beiden Brüder gipfelt in den Szenen des Schlafaktes, wo Robert höhrend des Bruders höchste Sehnsucht vernichten will. Es sei ein Frevel, wenn Wilhelm, der Erbe des kranken väterlichen Blutes, die Hand nach einem Weisen

die Ida austreife. Er werde sie verderben, im Bund mit ihr das Elend der ertlerlichen Ehe wiederholen. Die früher mühsam bekämpfte Angst vor der Zukunft wächst riesengroß in Wilhelm's Brust. Er will entsagen und sterben. Aber die felsenste Zuvorsicht des Mädchens, ihr heller, jugendlicher Glaube an die Macht der Liebe zwingt ihn wieder zu ihr zurück, verschleudert die Schreckgespenster. Ein leiser Hoffnungschein liegt über diesen Schluch. Vielleicht, daß die Liebe nicht nur im Augenblicke recht behält.

Ganz vorzüglich war Kahler in der Figur des von entgegengesetzten Gefühlen hin und her geschleuderten Wilhelm, Reinhardt in der des alten Scholz. Elise Heims als Ida fand, namentlich im letzten Akte, Töne rührender Innigkeit. Lilla Durieux, welche die hysterische Schwester spielte, bot ein Bild von geradezu porträthafter Genauigkeit, das aber, ebenso wie Hedwig Wangel's budlige Frau Scholz, sehr wohl einige Milderung im Grad des Häßlichen vertragen haben würde. Paul Wiensfeldt, so Anerkennungswertes er in dem durch seine Mittel gezogenen Rahmen leistete, hatte nicht das rechte Gesicht für diese Rolle. Die Weichheit der Züge, hier und da auch eine gewisse Einförmigkeit des Organs, beeinträchtigte die Illusion. — dt.

Lessing-Theater: „Wenn wir Toten erwachen“. Es war der Schlußstein des Ibsen'schen Lebenswerks. Seitdem schwieg der Schwan von Skien. Bis er zu Christiania schaffensmüde ins Grab sank. Uns ergreift die herbe Tragik, die aus diesem „Epilog“ ertönt. Der große Gerichtstag des Künstlers über sich selbst. Ueber seine schöpferische Vergangenheit. Einsam ist's um den Dichter geworden, so einsam, daß man „die Stille hören“ kann. Nur Schatten aus der Jugendzeit tauchen empor. Mythische, schwarze, nächtliche Irbilder. Die Schönheit ging dahin. Und die Blut der Leidenschaft verfloß. Vielleicht ist das Künstlerum nur Sklaverei. Und das höchste Kunstwerk wäre doch das Leben selber gewesen. Nun ist's zu spät, nun ist's vorbei. Für immer. Wer sein Menschthum auskosten will, muß ins Leben hinabsteigen. Der Geist des Künstlers sucht es auf sonnigen Gipfeln. Dieser prometheische Höhenflug führt durch Steinschläge und Lawinstürze. Jäh wie die Lichtelle da oben hereinbricht, muß auch das Ende sein. . . . Nun haben wir dies Mysterium wieder. Es hat nur das Haus gewechselt. Der Geist schauspielreicher Höhenkunst ist ihm treu geblieben. Zum wenigsten in dem, was Albert Wassermann als Professor Rubel und Luise Dumont als Irene zu sagen und künstlerisch zu bedeuten haben. Die Melodie klang feierlich, ergreifend. Ida Büst gab die Frau Raja. Ihre Lebensbejahung schwirrt wie ein schmetternder Ton in die dumpfe Mollstimmung hinein. Beinahe etwas soubrettenhaft hier und da, zumal im zweiten und dritten Akt. Wie ein allzu feder Seitenprung über die Sphäre Ibsen'scher Dramatik hinweg. Ob der Dichter wohl in allem und jedem eingewilligt hätte? Altheim, den „Wären“, verkörperte Hans Mart. Im Jargon des ungeschlachten „Naturburschen“ war er allerdings verständlich. Endlich noch eins, was die Regie angeht: die übliche Theaterdonnermaschine paßt verzweifelt schlecht zum dumpfpolternden Lawinsturz. Die Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt langweilte — weil sie zu lang war. e. k.

Astronomisches.

Die Meteore des Januar. Das klare Winterwetter, das seit einiger Zeit mit verhältnismäßig großer Beständigkeit herrscht, gibt die Hoffnung, daß im Monat Januar dieses Jahres eine Himmelerrscheinung, die bisher zu wenig berücksichtigt worden ist, eine größere Zahl aufmerkamer Beobachter finden wird, nämlich das Auftreten von Meteoriten. Der Januar ist früher als ein Monat bekannt gewesen, in dem vergleichsweise sehr spärliche Sternschnuppen erscheinen. Etwa mit der Wende des Jahrhunderts ist das anders geworden, so daß vermutet werden muß, es seien während der letzten Jahre neue Meteorenschwärme in den Bereich der Erdbahn gelangt, die gerade im Januar ihre größte Erdnähe erreichen. Gerade in der ersten Januarwoche sind gelegentlich Meteorfälle von einer Stärke beobachtet worden, die den berühmten Tränen des heiligen Laurentius vom 10. August an Fülle nichts nachgegeben haben. Das Schauspiel ist dadurch noch prächtiger und auch für die Wissenschaft interessanter, daß dabei einzelne Meteore von besonders großer Helligkeit und langer Dauer der Sichtbarkeit aufzutreten pflegen. Man wird nun wohl bald erfahren, was die Astronomie in diesem Jahre zur Erforschung dieser noch wenig bekannten Meteorenschwärme getan hat. In vielen Theilen von Nord- und Mitteleuropa ist durch die Klarheit der Luft die Gelegenheit zur Beobachtung sicher eine recht günstige gewesen, während andererseits die Helligkeit des Mondlichts sich störend bemerkbar gemacht haben dürfte. Nach ihrer Herkunft aus den Sternbildern des Bootes und des Quadranten werden diese Sternschnuppen als Bootiden und Quadrantiden bezeichnet. Der Himmelspunkt, von dem sie ausgehen, ist indes noch nicht hinreichend bekannt, so daß jede zuverlässige Bestimmung der Bahn eines dieser Meteore von Wert ist. Der beste Kenner und eifrigste Forscher der Meteore ist gegenwärtig ohne Zweifel der englische Astronom Denning, der wegen seiner Leistungen auf diesem Gebiet auch bereits mehrfach hohe wissenschaftliche Auszeichnungen erfahren hat. Dieser Gelehrte fordert auch diesmal in mehreren wissenschaftlichen Zeit-

schriften zur Mittheilung von Beobachtungen der Januarmeteore auf. —

Humoristisches.

Das neue Parlament.

Was er erträumt in mehr als dreißig Jahren,
Zur Wahrheit wird's dem liberalen Mann;
Die Karre, die so lang' im Dred gefahren,
Im Autotempo stürmt sie jetzt voran.
Die „Freiheit, die ich meine“ wird geschmettert,
Nicht länger leisten wir auf sie Verzicht,
In tiefsten Grund und Boden wird gewettert
Der schwarze Freiheitsgegner — *)

Dem diesmal mit der Obrigkeit im Bunde
Entleert man in die Urne das Papier;
Liberalismus, Heil zu guter Stunde!
Jetzt endlich, endlich, endlich siegen wir!
Die große Stunde zeigt sich an mit Dröhnen,
Der Weltgeist selber ist es, der da spricht
Und uns verklären will mit Donnertönen:
„Ja, euch gehört die Zukunft —“)

— Südwest-Expres. Stationsvorsteher Ballekrem: Das Züngle — in der Richtung — nach Afrika — fährt mit zwei Monat Verspätung!

— Deutschtum in Posen. „Ich wünschte mir alle Jahre solchen Schulstreik! Wir haben die Gören für 20 Pf. Tagelohn die ganzen Zuderrüben rausgemacht, habe nicht einen einzigen von den verdammten teuern Galiziern gebraucht.“

— Der verschenkte Kongostaat. Leopold, der Skavenhändler: Behalten kann ich sie nicht, dazu frißt sie zu viel; kaufen tut sie keiner, dazu sind die Leute zu schlau. — Geliebtes Belgiervolk, bewund're meine Großmuth, ich schenk' sie Dir! („Luftige Blätter“.)

*) oder nicht!

Notizen.

— Paul J. Möbius ist im Alter von 54 Jahren in Leipzig gestorben. Von Hause aus Kerbenarzt, versuchte er die Zusammenhänge von Genie und körperlicher Disposition zu erforschen, wobei er das Hauptgewicht auf den Nachweis der Abweichungen vom Normalen legte. In dieser Art hat er die Pathologie Rousseaus, Goethes, Schopenhauers und Richies beschaupflegt. Die Einseitigkeit dieser Methode erwies seine polemische Schrift: „über den physisch-logischen Schwachsinn des Weibes“.

— Mädchen in Gymnasien. Von Ostern ab sollen an den Dresdener städtischen Gymnasien versuchsweise in alle Klassen von Untertertia aufwärts auch Mädchen als Schülerinnen aufgenommen werden. Ferner werden in den städtischen höheren Mädchenschulen auf drei Jahre berechnete Gymnasialkurse eingerichtet.

Die Dehise der Republik. Die französische Republik räumt mit den Ueberresten der religiösen Pfrause, die sich durch alle Regierungssysteme hindurch erhalten hat, gründlich auf. Auf den Zwanzigfrankstücken stand bisher: Dieu protège la France (Gott schütze Frankreich). In Zukunft wird die republikanische Formel: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ als Handschrift geprägt werden. Sache des Proletariats wird es freilich erst sein, diese neue Formel zur Wahrheit werden zu lassen.

— Ein Michelangelo-Museum soll in der Akademie zu Florenz errichtet werden. Es sollen darin möglichst alle dem italienischen Staate in Florenz gehörenden Werke des Meisters Aufnahme finden.

— Leonardos, des großen Renaissancekünstlers, „Abendmahl“, das sich im Kloster Santa Maria delle Grazie in Mailand befindet, ist trotz wiederholten entstellenden Restaurationen durch mancherlei Ungunst fortschreitendem Verfall preisgegeben. Eine Kommission von Gelehrten und Künstlern hat das Wandgemälde, das der experimentierende Leonardo in einer Mischung von Fresko- und Deltechnik malte, neuerdings untersucht und Vorschläge gemacht, um es neu an der Wand zu befestigen und zu reinigen.

— Es könnte beiden geholfen werden. Der in englischen Ländern beliebte und auch auf dem Kontinent geschätzte Plumppudding, dies schwere Gebäck, ist neuerdings unter die hygienische Sonde genommen worden. Es hat sich herausgestellt, daß er Magenstörungen hervorruft, wenn er einem von andern guten und schweren Sachen überfüllten Magen aufgenötigt wird. Wegen seines großen Nährgehaltes eignet er sich dagegen vorzüglich für einen hungrigen Magen. Die Ehrenrettung des Plumppuddings wäre vollendet, wenn die Reichen weniger und die Armen mehr Plumppudding äßen. Wenn . . .